



## Glosse

Im Sinne von  
»exzellenter«:  
»Ich möchte der  
kollektiven Exzellenz  
meiner Einrichtung  
keineswegs im Wege  
stehen.«

Fiktiver Brief eines Antragstellers  
an den Präsidenten

Ohne Drittmittel für seine Forschung kommt kaum noch ein Wissenschaftler aus. Immer mehr kostbarer Zeit verbringen Forscher damit, endlose Anträge auszufüllen. Antragsprosa ist längst eine Wissenschaft für sich. Der Jurist Rainer Maria Kiesow hat seine Form des »exzellenten Anschreibens« gefunden – eine Glosse mit spitzer Feder geschrieben.

### *Eure Exzellenz!*

Keinesfalls dürfte ich Sie eigentlich so anreden, doch erlauben Sie mir bitte diese Heranschmeißerei, sie ist begründet, sie gründet in Ihrer Macht, über mich zu befinden, mich nicht nur gut, nicht nur sehr gut, nicht nur besonders gut, nein, sondern mich nachgerade vorzüglich, wenn nicht vorzüglichst zu finden. Ich habe einen Forschungsantrag gestellt. Sie finden ihn anbei.

Es geht, kurz gesagt, um die Frage, was Recht war, ist und sein soll. Es geht um die Untersuchung der normativen Konstitution des Menschseins und Menschenbeisammenseins. Dabei möchte ich die großen juristischen Kontroversen des

19. Jahrhunderts, 1814, 1847, 1883, also Savigny, Thibaut, von Kirchmann, Stahl, Jhering, Kohler und so weiter als Ausgangspunkt für die Rechtsfrage an sich nehmen, die ja nichts anderes als die Frage nach der Vorzüglichkeit des Richters, des Professors, des Gesetzgebers ist. Doch genug davon, Sie können das alles im Antrag nachlesen.

An Sie wende ich mich, weil ich Sie brauche. Ich brauche Sie als Gutachter. Sie sollen bezeugen, und zwar begründet, dass ich exzellent bin und deshalb auch mein Forschungsprojekt exzellent ist. Vielleicht ist es auch umgekehrt, das ist in den Antrags-Guide-Lines nicht ganz klar,

vielleicht soll aus der Gegenwartsexzellenz des Projekts auf meine allgemeine in der Vergangenheit, wenn nicht vorhandene, so doch jedenfalls bereits angelegte Exzellenz geschlossen werden. Ich weiß es nicht. Wie dem auch sei, ich muss exzellent sein, sonst kann ich nicht exzellenzinitiativ gefördert werden. Und dann gibt es kein Geld.

Ehrlich gesagt brauche ich das Geld nicht. Die Bücher habe ich, zudem, wer braucht heute noch Bücher oder Bibliotheken, das Internet reicht vollkommen aus, und irgendwelche verstaubten Archive, zu denen ich reisen müsste, kommen für mich schon aus ästhetisch-hygienischen Gründen nicht infrage, ganz abgesehen von dem Archivpositivismus, der mir methodischerkenntnistheoretisch seit jeher ein Dorn im Sehnerv war.

Mitarbeiter benötige ich ebenfalls nicht. Was sollten die machen? Irgendwelche Erhebungen sind nicht anzustellen. Kofferträger sind aus der Mode. Teilprojekte gibt es nicht, ich leite schließlich keine Fabrik. Tagungen, Symposien, Kongresse? Damit diese ungenießbare Sammelbandswelt, denn der Sammelband ist schließlich die unabdingbare Folge dieser Zusammenkünfte, damit also das literarische Sammelsurium noch weiter gefüttert wird? Nein, ich bin allein. Ich brauche das Geld nicht. Trotzdem beantrage ich es, nicht gerade wenig, wie Sie im Anhang sehen.

Meine Universität braucht exzellente Projekte, damit sie selbst als exzellent dastehen kann. Und unkollegial möchte ich keinesfalls sein. Ich möchte der kollektiven Exzellenz meiner Einrichtung keineswegs im Wege stehen. Also habe auch ich ein Exzellenzprojekt entworfen, dabei mag ich, wie Sie nun sicher schon bemerkt haben werden, Projekte ganz und gar nicht. Ein Forscher forscht. Ein Lehrer lehrt. So einfach ist das, dachte ich immer. Früher gab es keine Projekte, sondern Forscher und Lehrer. Das Projekt ist mit dem Geld gekommen. Man beantragt nun Geld für etwas noch zu Leistendes. Früher hat das Gehalt ausgereicht. Jetzt gibt es viel mehr zu holen und auszugeben. Für andere. Die Masse macht's. Exzellenz als Massephänomen.

Ich komme ins Erzählen, Eure Exzellenz, sehen Sie es mir nach, ich wollte Ihnen eigentlich gar nicht schreiben, da ich das Geld, wie gesagt, nicht brauche, aber mein Gewissen des Öffentlichen Dienstes, der auch etwas mit Pflicht, Kollegialität,

Solidarität zu tun hat, bewegte mich dazu, doch einen, den beiliegenden, Antrag zum Wohle meiner hoch geschätzten Institution zu stellen. Und nun zur Sache selbst, meinem Anliegen, ganz kurz, denn dann, wenn es peinlich wird, sollte es ja kurz und schmerzlos zugehen, Letzteres kann ich nicht garantieren.

Ihr Gutachten muss – es schmerzt mich wirklich, Ihnen dies als literarische Anleitung nahelegen zu müssen – Ihr Gutachten darf mich und mein Projekt nicht nur für gut achten, sondern ausdrücklich als exzellent. Ihr Gutachten sollte, bitte, nachgerade amerikanisch ausfallen. Vielleicht nicht ganz, nicht die Totallobpreisung schlechthin, aber eben fast. Sie kennen das, bitte verwenden Sie die entsprechenden Formeln, Sie beherrschen sie, wie ich weiß, zur Genüge. In den Gutachtergremien, in denen ich sitze, wir saßen auch schon zusammen, Sie erinnern sich, vor Jahren in Harvard, sind die Empfehlungsschreiben für die Kandidaten von einer Exzellenzeintönigkeit sondergleichen. Alle sind exzellent. Vielleicht finden Sie ja, mein Projekt und meine Person betreffend, eine besonders exzellenzbetonende Formulierung, im Sinne von exzellentest oder so ähnlich.

Und bitte, ich bitte Sie wirklich inständig, verraten Sie nicht, dass ich recht eigentlich nichts weiter als ein pflichterfüllter Forscher bin, der sicher, oder vermutlich, da und dort den einen oder anderen Ideenzipfel erreicht hat, aber in einigen Jahrzehnten ganz sicher, und keineswegs nur vermutlich, vergessen sein wird. Wie fast alle exzellenten Forscher um uns herum, was mitnichten ein Trost ist. Sagen Sie also bitte nicht, dass meine Exzellenz eine große Lüge ist. Behaupten Sie, es ist mir wirklich peinlich, einfach meine Vorzüglichkeit. Dies sollte Ihnen umso leichter fallen, als Sie in Wirklichkeit, verzeihen Sie mir diese wahrhaftige Unbotmäßigkeit, gar nichts oder nur wenig von meinen Sachen verstehen. Kurz: Tun Sie bitte einfach Ihre Exzellenz-Prosaarbeit. Danke, Eure Exzellenz!

Rainer Maria Kiesow

(erstmalig erschienen im duzMagazin 06/2013)



## Der Autor

**Prof. Dr. Rainer Maria Kiesow**, 50, ist Rechtswissenschaftler. Nach seinem Studium an der Goethe-Universität und an der Pariser Universität II forschte Kiesow auch am Frankfurter Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte. Seit 2010 hat er den Lehrstuhl für »Die Ordnung des Rechts« an der Pariser École des hautes études en sciences sociales (EHESS) inne. Kiesow ist Mitbegründer und -herausgeber der kritischen Zeitschrift »Myops. Berichte aus der Welt des Rechts«, die im C.H.Beck Verlag, München, erscheint. Außerdem ist er Mitbegründer und -herausgeber der Zeitschrift »Grief. Revue sur les mondes du droit«, die von den Verlagen Dalloz und Editions de l'École des hautes études en sciences sociales, Paris, veröffentlicht wird.

[rainermariakiesow@gmail.com](mailto:rainermariakiesow@gmail.com)